



# Die *Leserin*

DAVID BIELMANN

*Riverfield*

Wir gingen aufs selbe Gymnasium, und irgendwelche Umstände führten dazu, dass wir zusammenkamen. Ich freute mich darüber, doch ich liebte sie nicht, die Liebe war am Gymnasium selten der Antrieb für das Hervorbringen von Paaren. Im Gymnasium wurden vor allem Paare gebildet, weil es dort viele Jugendliche unterschiedlichen Geschlechts im gleichen Alter gab. Es steckte eine natürliche Kraft dahinter – mit der Zuverlässigkeit, mit der sich auf einem Ball Tanzpaare bildeten, bildeten sich auf dem Pausenhof Liebespaare. Nicht aus Liebe, sondern um ein Liebespaar zu sein. So begriff ich unser Verhältnis. Wir beide waren austauschbar. Und würden auch bald wieder ausgetauscht werden. Wir waren eine Weile zusammen, wir küssten uns und sahen uns romantische Filme an. In den Sommerferien lud sie mich ein, mit ihr im Ferienhaus ihrer Eltern zu übernachten. Nur wir beide in einem kleinen Haus in den Bergen, und da sollte es geschehen, das wusste ich, als sie mir vom geplanten Ausflug erzählte, und sie wusste es auch, da war ich mir sicher. Doch es kam anders. Nachdem wir uns hingelegt und eine Weile geredet hatten, stand sie plötzlich auf, verließ das Zimmer, das Haus, mein Leben und kehrte nicht mehr zurück.

Weil ich ihr unheimlich war. Weil wir nicht in der gleichen Welt lebten. Das stellte meine Sicht der Dinge auf den Kopf. In meinen Augen war *sie* die Unheimliche gewesen. Wir waren ein Paar, wir wollten miteinander die Nacht verbringen, und auch wenn wir beide wussten, dass wir nicht für immer zusammenbleiben würden, erlebten wir eine schöne Zeit des Aufbruchs, der Verlockung, der Freiheit, die abrupt zu Ende ging, als *sie* sich auf unheimliche Weise von mir trennte.

Doch so, wie Venus Wolf mich damals aus ihrem Leben verdrängt hatte, verdrängte ich sie jetzt aus meinem, und mit ihr die Fragen, ob ich tatsächlich der Mensch war, für den sie mich hielt.

Rasch fand ich einen Ort, der mir das Café als Entstehungsstätte meines Werks ersetzte und eine ähnliche Sogwirkung auf mich ausübte wie ein Friedhof: die gotische Kathedrale in der Altstadt.

Ich schätzte die Stille des Gotteshauses. Ich mochte den Raum, der mich von der Außenwelt trennte und mir in seiner Tiefe doch so unermesslich wie das Universum erschien. Vor allem aber inspirierte mich der Geist, der einen umgab und erhob, sobald man durch das Portal trat. Ich wusste, es war nicht der Heilige Geist, ich führte seit jeher ein Leben ohne Gott.

Es waren die unerhörten Gebete an der Decke.

Es war die herrschende Bedeutsamkeit.

Es war der Glaube, den man zwar für töricht halten konnte, doch der unabhängig von der Existenz Gottes bestand, in ganz weltlicher Form, und nirgends war der absolute Glaube an etwas so greifbar, so ansteckend wie hier an diesem Ort, an den die Menschen seit Jahrhunderten kamen, um das Diesseits zu verlassen.

Jeweils gegen Abend spielte der Organist auf der Empore über mir seine barocken Kirchenlieder, denen ich voller Bewunderung lauschte. Und wenn ich den Füllfederhalter erschöpft auf das Kirchengestühl legte und mir eine Pause gönnte, betrachtete ich die Gemälde und Skulpturen des Kirchenschatzes und kam zum Schluss, dass sie von hoher Meisterschaft zeugten.

Mir wurde bewusst, dass ich im Vergleich zu all den Künstlern, deren Werke mich umgaben, eigentlich nichts konnte. Ich besaß kein musikalisches Talent, kein Gefühl für Melodien oder Rhythmen wie der Komponist. Ich beherrschte kein Instrument wie der Organist, meine Finger glitten bei Weitem nicht so virtuos über die Tastatur wie seine über die Tasten, und darauf kam es bei mir auch nicht an. Ich konnte mit meinen Händen nichts gestalten wie die Kunstmaler und Bildhauer. Was ich tat, war demgegenüber geradezu lächerlich simpel und ähnelte den Machenschaften eines Blenders: Ich setzte mich hin und schrieb auf, was mir durch den Kopf ging.

Mein Gefühl der Unzulänglichkeit drehte sich allerdings manchmal – während ich mir etwas ausdachte und es für gelungen hielt – ins Gegenteil. Es ging bei mir nicht um die Umsetzung, meine von Beginn weg versprachlichten Vorstellungen und Gedanken gelangten ohne Umweg als Sätze in meinen Text und würden ohne Umweg als Gedanken und Vorstellungen im Kopf jener landen, die sie lasen. Inhalt war Form, es war Kultur in ihrem reinsten Kleid, ja sie trug nicht einmal ein Kleid, sie war vollkommen nackt. Ich brauchte kein Orchester, kein Instrument, keine Leinwand, keine Farbe, keinen Marmor, keinen Meißel. Ich brauchte allein die Sprache, und die Sprache war so sehr ein inneres Werkzeug, dass ich sie nicht als Werkzeug wahrnahm, sondern vielmehr fühlte: Meine Sprache, das war ich. Und die Sprache war losgelöst vom Körperlichen und Materiellen, war nicht an unzuverlässige Sinnesorgane gekoppelt wie das Hören oder das Sehen, entsprang etwas Tieferem. War das, was von uns blieb, wenn wir uns von allem exzentrischen Ballast befreiten, nicht unsere Sprache? War nicht der Kern alles Menschlichen die Sprache? Also auch der Kern des Komponisten, des Organisten, des Kunstmalers, des Bildhauers?

Innerhalb weniger Tage vollendete ich, trunken von der sinnbeladenen Umgebung der Kathedrale, meinen Roman. Es war nur ein kleiner Roman, nicht so umfangreich und bestimmt auch nicht so gehaltvoll wie die Romane meiner geübteren Kolleginnen und Kollegen, aber ich fand, dass ich für meine Verhältnisse ein kleines Meisterwerk erschaffen hatte.

Und endlich konnte ich meiner jahrelangen ambitionslosen Existenz als Angestellter in der Druckerei rückwirkend eine Art Bestimmung einflößen, endlich entsprach meine Arbeit einer gewissen Logik und geriet in Einklang mit mir und dem, was ich tat.

Noch war mein Roman nur ein Text und kein Buch. Ich formatierte ihn, vergrößerte ein wenig die Schrift und die Zeilenabstände, um die Unverschämtheit, ihn Roman nennen zu wollen, mit ein paar zusätzlichen Seiten etwas zu mildern. In einem Kunstband stieß ich auf

eine stimmungsvolle Illustration, die ich kurzerhand für den Umschlag des Buchs verwendete, bevor ich den Druck vorbereitete.

Spontan dachte ich an eine Auflage von zehn Exemplaren, was aber, wenn ich darüber nachsann, reine Angeberei gewesen wäre. Was hätte ich mit all den Büchern tun sollen? Zwei Exemplare würden genügen, eins für Lisa, eins für mich, dachte ich, bevor ich beschloss, nur ein einziges essenzielles Exemplar zu drucken, ich war schließlich ein radikaler und kompromissloser Künstler.

Ich stellte das druckfrische Buch zu Hause auf den Tisch und setzte mich daneben. Auf dem Cover war eine Frau abgebildet, die draußen in der Natur saß und las. Sie war so versunken in ihr Buch, dass sie sich in der traumartigen Landschaft praktisch auflöste. Ihr Gesicht war nicht erkennbar, einzig das lange Haar deutete ihre Identität an. Zufrieden stellte ich fest, dass das Buch optisch etwas an die Werke der Autorin erinnerte, für die Lisa so schwärmte. Hier aber war in runder Schrift geschrieben:

*Die Leserin*  
*Daniel Bühlmann*  
*Roman*

Da stand nun also mein Buch, ein von mir erschaffenes Kunstwerk. Das Buch enthielt eine wundersame Geschichte, und der Geschichte gelang es, auch dem Buch selbst, das sich ansehen und anfassen ließ, eine ganz wundersame Aura zu verleihen. Das war großartig, doch mein Name auf dem Buchdeckel machte alles kaputt.

Nach meinem Verständnis war ein Kunstwerk – und damit auch mein Buch – etwas Großes, beinahe Heiliges, also musste auch sein Schöpfer ein Großer, beinahe Heiliger sein, aber ich wusste, das war ich nicht, und im Augenblick dieser Selbstentlarvung fiel auch mein Kunstwerk in sich zusammen und wurde zum kleinen Streich eines kleinen Mannes. Nach einer Weile gelang es mir wieder, das Buch als Buch zu betrachten, im Grunde also als Kunstwerk, als etwas Großes, beinahe Heiliges ... Und so durchlebte ich einen ständigen Kreislauf, war abwechslungsweise Heiliger und Narr, mein Buch Heiligtum und Narretei.

Als die Höhenflüge und die Abstiege allmählich ihre Kraft verloren und mir eine gemäßigte Betrachtung gelang, verwirrte mich eine andere Erkenntnis: Das Buch war alles, was von den vergangenen Tagen oder Wochen übrig geblieben war. Ich konnte mich aus dieser Zeit an kaum etwas anderes erinnern als an die Begegnung mit Lisa, die das Schreiben dieses Buches nach sich zog, und daran, dass ich ein Buch geschrieben hatte, in dem ich die Begegnung mit Lisa verarbeitete. Die Zeit, die ich doch so bewusst erlebt hatte, fühlte sich nun wie ein Rausch an, der nur sehr bruchstückhafte Spuren in meinem Kopf hinterlassen hatte. Eigenartigerweise erinnerte ich mich auch nur verschwommen daran, was ich geschrieben hatte. Die Passagen, die ich kurz anlas, während ich im Buch blätterte, kamen mir auf eine fast schon furchterregende Art fremd vor. Offenbar hatte das Buch meine vergangenen Wochen völlig verschluckt.

Lisa besaß ein Postfach, dessen Adresse sie auf ihrem Blog angab. Ich wusste also, wo sie jeden Tag ihre Post holen ging und wo ich ihr hätte auflauern können, um sie auf einen Kaffee

einzuladen. Doch zu was hätte das geführt? Es hätte zu so wenig geführt wie mein Kommentar, den ich in einem Zustand innerer Unordnung in ihren Blog geschrieben hatte. Was allein zählte, war mein Roman. Auf sein Deckblatt schrieb ich von Hand folgende Zeilen:

*Für Lisa vom wunderbaren lesen-ist-leben-Blog.*

*Liebe Grüße und hoffentlich viele angenehme Lese- und Lebestunden.*

Darunter setzte ich meinen Namen und meine E-Mail-Adresse.

Ich brachte das Buch zur Post, und an dieser Stelle gilt es, liebe Leserin, lieber Leser, dir ein Geständnis zu machen, von dem du womöglich bereits etwas geahnt hast, und die exklusive Auflage des Buches wird dir diese Ahnung bestätigt haben.

Dieses Buch habe ich ausschließlich für die Person geschrieben, die ich hier Lisa nenne und die als Vorlage für diese Figur gedient hat.

Zwar habe ich etliche Vorkehrungen getroffen, damit es nicht in andere Hände fällt, doch manchmal legen Bücher erstaunliche Wege zurück. Sofern man sie einigermaßen sorgfältig behandelt, haben sie eine längere Lebenserwartung als die Menschen, sodass ihr Schicksal spätestens nach dem Tod ihrer Besitzer ungewiss ist. Möglicherweise ist also jetzt, da du dies liest, bereits ein Zeitalter angebrochen, in dem Lisa und ich nicht mehr leben, und in deinen Händen hältst du, ganz ahnungslos und unschuldig, das intime Zeugnis einer Liebe aus der Vergangenheit.

Und dafür ist das Buch nicht bestimmt.

Wenn du also nicht Lisa bist, so bitte ich dich nun, die Lektüre abubrechen. Ich weiß, ich hätte dich früher vorwarnen können, aber ich wollte dem Buch den Anschein geben, ein ganz normaler Roman zu sein und nicht ein langer persönlicher Liebesbrief. Da du nun bis hierhin gelesen und meine Absichten ein wenig kennengelernt hast, wirst du, so hoffe ich, für meine Flunkerei Verständnis aufbringen.

Vielen Dank und alles Gute!

Lisa ... Nun also sind wir endgültig ganz unter uns.

Bis dahin sind die Worte nur so aus mir herausgesprudelt, doch jetzt, da ich mich unzweifelhaft allein mit dir in diesem Buch befinde, werde ich ganz verlegen, verlegen um Taten und Worte.

Nun weißt du also, was bei mir seit unserer Begegnung alles geschehen ist. Du weißt, warum ich diese Worte gerade schreibe, die du gerade liest, und du weißt, warum du sie liest.

Ich wünsche mir, dass du unsere Zweisamkeit, die endlich ist, nicht zu hastig hinter dich bringst. Sollte im weiteren Verlauf dieses Buches einmal ein wenig Spannung entstehen, dann lass sie nicht dein Lesetempo verschärfen und stemme dich dagegen, unsere gemeinsame Zeit voreilig zu beenden.

Bitte lies den Rest dieses Buches nicht in der Bahn. (Da gibt es manchmal aufdringliche Typen, die mitlesen, und ich würde jetzt gerne mit dir allein sein.) Lies das Buch nicht in Restaurants oder Cafés, umgeben von dicker Luft und Bekanntschaften, die jederzeit ungebeten auftauchen können. Lies es nicht während der Arbeit, nicht in einem Kaufhaus, nicht auf viel bevölkerten Plätzen.

Lies es besser zu Hause, nachdem du die Tür verschlossen, das Handy, den Computer, die Stereoanlage ausgemacht hast und dir sicher bist, dass dich niemand stört.

Am liebsten wäre mir allerdings, wenn du einen verlassenen Ort am See aufsuchen würdest, einen Ort, an dem es keine Leute gibt, keinen Lärm und keine Zeit. Doch du sitzt da, ganz allein mit meinem Buch, und vergisst, was bisher war und was danach sein wird.